

Der kleine Bund

Dumm feiert gut

Theater über Schildbürger «Das Ende von Schilda» von Ariane von Graffenried und Martin Bieri ist eine lustige Sache, die aus dem Fundus der Schildbürgersagen schöpft. Aber was eigentlich?

Michael Feller

Es lebt sich gut in Schilda. Die abgeschottete Gemeinschaft schwört auf die Idiokratie. Statt nachgedacht wird gesungen, getanzt, werden sinnbefreite Reden geschwungen und das Ungeschick zelebriert. Im ersten Aufzug blockflötet die Dorfgemeinschaft «Insomnia» von Faithless, dann baut sie ein Rathaus ohne Fenster und führt dazu Dialoge wie: «Ist es hier dunkel?» – «Keine Ahnung, ich sehe ja nichts.»

Es ist Premiere von «Das Ende von Schilda» der Bühnen Bern in der Vidmar 1. Man beneidet die Schildbürger fast ein bisschen für ihre Narrenfreiheit. Sie leben in einer Anarchie im besten Sinn: Man tut, was man will, und schaut zueinander. Und weil genug gefeiert wird, ist es eigentlich egal, dass nichts so recht funktioniert.

Klügste unter den Dummen

Dürfen wir vorstellen: Da ist der Schweinebauer (Jonathan Loosli), der daherkommt wie ein roh fleischfarbener Obelix. Seine Frau, die Wirtin (Anna-Katharina Müller), sieht sich selbst als die Klügste unter den Dummen. Ihre Tochter (Lea Maline Hiller) ist Hellseherin und prophezeit, dass dereinst eine Katze den Ort in den Abgrund reissen werde.

Des Weiteren: Die Lebküchlerin (Grazia Pergoletti) führt Spezialitäten wie Silberzweibelpralines, ihr Sohn (Matthias Kurmann) wird der Faxenmacher genannt und ist geistig beeinträchtigt. Dann gibt es noch den Troll (Olivier Günther). Und David Berger spielt eine ganze Reihe von Rollen. Er ist zunächst der Baumeister, der plötzlich stirbt, später der Kaiser höchstpersönlich und ein Velokurier. Berger sticht mit komödiantischem Talent im toll agierenden Ensemble heraus (Regie: Annina Dullin-Witschi).

Unter dicker Sandschicht

Die vertraute Blödelrunde wird durch das Auftauchen der Dichterin (Marie Popall) gestört. Sie



Mehrmals pro Woche feiern sie den Tag der Unbekümmertheit: Die Schildbürgerinnen und Schildbürger. Foto: PD/Annette Boutellier

sucht die Wurzeln ihrer Existenz. Ihre Eltern, ein Lehrerpärchen, wohnten einst in Schilda. Was mit ihnen passiert ist, bleibt im Dunkeln. «Ah, die Intelligenzler!», raunt eine Schildbürgerin, «brauchen wir nicht!» Die Dichterin stösst zunächst auf Misstrauen, wird dann aber doch in die Gemeinschaft aufgenommen und verliebt sich in die Hellseherin.

«Das Ende von Schilda» spielt in einem Setting, das suggeriert, der Ort sei schon untergegangen. Ein Hotel, ein Sprungturm und zwei Strassenlampen liegen unter einer dicken Sandschicht begraben (Bühne: Konstantina Dacheva). Das Dorf ist bereits un-

tergegangen, bei einem Brand, wie wir erfahren. Doch es wird noch ein weiteres Mal versinken, wie ja schon der Titel des Stücks verrät.

Es ist nach dem Familienstück «Donkey der Schotte und das Pferd, das sich Rosi nannte» der zweite Streich des Berner Autorenduos Ariane von Graffenried und Martin Bieri. Die beiden waren mit der Aufgabe betraut worden, den Schildbürger-Stoff zu bearbeiten – ein Auftrag aus der Ära des ehemaligen Schauspielchefs Cihan Inan, der ein Berner Theater machen wollte, nicht nur mit Berner Stoffen, sondern auch mit Neuem aus der Feder von Berner Autorinnen und Autoren.

Der Clou in dieser Schildbürgergemeinschaft ist: Die tun nur so. Denn früher waren sie die klügsten Köpfe überhaupt und haben gar den Kaiser beraten.

Wegen der Pandemie wurde das Stück in die aktuelle Spielzeit transferiert. Von Graffenried und Bieri haben aus der mittelalterlichen Sagensammlung voller sagenhafter Dummheiten eine Geschichte gezimmert, die uns in unserem heutigen Leben noch etwas sagen soll. Aber was eigentlich?

Gewiss: Die Figuren wirken vertraut. Sie hören lieber den Schwätzern aus den eigenen Reihen zu, die auf dem Sprungturm herrlich absurde Reden schwingen, als etwaigen «Intelligenzler». Und die handelnde Hellseherin deckt die Esoterik in der Parallelgesellschaft jener ab, die sich gegen alles sträuben und die

während der Corona-Pandemie besonders gut sichtbar wurden. Sie wehren sich gegen den Fortschritt und wissenschaftliche Logik, gegen Migration und andere Veränderung – und sowieso gegen eine etwas diffuse Elite, die das «echte Leben» bedroht. Im Stück ist diese verkörpert durch den Kaiser, der dann tatsächlich in einem wunderbaren blauen Kleid und unter Einsatz von viel Theaternebel auftritt (Kostüme: Myriam Casanova).

Wohin wird hier getreten?

Aber geht die Quasiparabel auf? Der Clou in dieser Schildbürgergemeinschaft ist: Die tun nur so. Denn früher waren sie die klügsten Köpfe überhaupt und haben gar den Kaiser beraten. Einmal abgesehen vom Faxenmacher, «er ist seit Geburt nicht ganz dicht». Ganz Schilda stellt sich dumm und hat einen Heidenpass, die Dummheit ist selbst gewählt. Und so schwingt der Dreher mit: Wer die Dummen als dumm verspottet, ist wohl selbst nicht der Hellste. Ausgerechnet der Faxenmacher wird zuletzt aus der Gemeinschaft verstossen, weil er das Richtige sagt.

Was heisst das für uns, die über die trotteligen Slapsticklagen und die herrlich absurden Dialoge lachen? Ja, zu lachen gibt es in den 105 kurzweiligen Theaterminuten viel. Nur: Erfreuen wir uns da Witzen, die gegen unten treten, gegen die Aussteigerinnen und Aussteiger, die mit der Welt, wie sie ist, überfordert sind und sich nach einem einfachen Leben sehnen und sich deswegen abschotten?

Doch vielleicht ist «Das Ende von Schilda» letztlich einfach nicht mehr als eine ins Heute adaptierte Version der mittelalterlichen Sagen, vielleicht steckt dahinter gar nicht viel mehr als gute Unterhaltung – die dann am bekömmlichsten ist, wenn man gar nicht zu sehr darüber nachdenkt.

Weitere Vorstellungen in der Vidmar 1, Liebfeld, bis 19. Juni.

Volle Windeln oder volle Publikumsreihen?

Tojo-Theater Das Stück «Kunst Mutter» von Sonja Riesen und Anna Blöchliger setzt sich mit dem Spagat zwischen Kunst und Mutterpflichten auseinander. Oft hilft nur Galgenhumor.

Im Publikum sitzen an diesem Samstagabend überraschend viele Kinder, in einem Stück, das sich eigentlich an ein erwachsenes Publikum richtet. Bei einigen von ihnen handelt es sich wohl um den Nachwuchs der sechs Frauen, die auf der Bühne stehen. Und schon ist man mittendrin im Thema: Wie gut lassen sich Kunstmachen und Muttersein vereinen? Im Stück «Kunst Mutter» von Sonja Riesen und Anna Blöchliger, die bereits für die Berner Gruppe Vor Ort zusammengearbeitet haben, werden persönliche Erfahrungen in Textpassagen und Choreografien inszeniert.

Auf der in rotes Licht getränkten Bühne ist eine weiche Halbkugel zu sehen, die zu den E-Cello-Klängen der Musikerin Céguü, die wie Herztöne klingen, zu pulsieren scheint (Ausstattung: Er-

nestyna Orłowska). Ist es eine Bauchdecke mit Dehnungsstreifen oder ein Uterus? Nach und nach schälen sich die Performerinnen Nina Stadler, Sonja Riesen, Anna Blöchliger, Eleni Haupt und Newa Grawit aus dieser roten Höhle. Wie Kaulquappen nähren sie sich erst an der Hülle und mutieren dann zu überambitionierten Geburtshelferinnen.

Die Tänzerin Nina Stadler seilt sich an einer Nabelschnur ab, macht Saugbewegungen ins Leere, verloren im Nirgendwo der ersten Lebensminuten. Was jetzt nach einem gefühligen Geburtstrauma-Verarbeitungskurs klingt, kippt rasch ins Gegenteil. Eine Stimme aus dem Off zählt unappetitliche Begriffe aus Geburt und Mutterschaft auf, vom Milcheinschuss bis zum Schleimpropfen und Dammriss. Spätes-

tens wenn sich Cervix auf Gin Tonic reimt, ist der Ton des Abends gesetzt: Mit Galgenhumor und Selbstironie trotzen diese Frauen den Strapazen des Mutterseins.

Kunst als Feindin und Belastung

Regieanfragen werden zugesagt, währenddessen im Hintergrund ein Baby schreit und eigentlich klar ist, dass das logistisch nicht wirklich funktionieren wird. Die Alternative wäre, sich ganz auf die Mutterpflichten zu konzentrieren: «Wer braucht schon ein Engagement in Hamburg, wenn es um existenzielle Dinge geht: schlafen, essen, kacken.» Es ist ein starker Moment, als Newa Grawit schreit: «Ich bin für alles zuständig!», und kleinlaut nachschiebt: «Weil ich es am besten kann.» Der Dank für das endlose Geburtstagskuchenbacken und die tägliche Darvida-

Versorgung sind dann meist nur volle Windeln, Fäkalsprache und schlaflose Nächte.

Es gibt immer wieder auch poetische Momente, etwa wenn

die nebeneinander aufgereihten, schlafenden Mütter in die Stille hinein flüstern «Da weint ein Kind», auch wenn es nur ein Phantomweinen ist. Weniger ge-



Milcheinschuss und Tanzperformance: In «Kunst Mutter» wird die Balance zwischen Kunstmachen und Muttersein gesucht. Foto: Y. Kusano

lungen ist der Versuch, die Kunst als Figur darzustellen, obschon Grawit sie wunderbar lasziv und selbstbezogen spielt. Diese Kunst ist mal vergötterte Tanzpartnerin, mal Feindin und schliesslich nur noch eine Belastung.

Die Frage danach, was sich tatsächlich in der Branche ändern müsste, bleibt unbeantwortet. Doch die kraftvolle Inszenierung, die von der Tontechnikerin bis zur Produktionsleiterin in Frauenhand ist, macht Mut. Als Künstlerin braucht es wohl beides, das aufregende Chaos der Kunst und das aufreibende Chaos des Familienalltags – beides ins Gleichgewicht zu bringen, darin besteht die grosse Kunst.

Sarah Sartorius

Weitere Vorstellungen im Tojo-Theater bis 9.4.